



VORTRAG

KIRCHE UND TRAUMA

PATER KLAUS MERTES SJ, ST. BLASIEN

Die Begriffe Trauma und Institution kann man im Aktiv und im Passiv aufeinander beziehen: Die traumatisierende Institution und die traumatisierte Institution. Beide Beziehungen haben ihre Berechtigung. Zwar sind Institutionen nicht im selben Sinne Täter-Subjekte wie Einzeltäter, aber sie sind – so jedenfalls ist mir das Thema in der Praxis begegnet – in die Missbrauchstat verstrickt, weil sie nicht hinhörten, als die Opfer versuchten zu sprechen, oder nachdem sie gehört hatten, vertuschten und die Täter versetzten. Aus der Opferperspektive ist dieser Aspekt des Missbrauchs in der Regel ebenso schmerzlich wie das Erleiden sexualisierter Gewalt durch einen einzelnen Täter.

Umgekehrt ist es durchaus gängig geworden, von der traumatisierten Institution zu sprechen. Das mögliche Missverständnis dieser Formulierung besteht darin, die Institution ebenfalls als Opfer zu definieren. Mir scheint es für den Prozess zwischen Institution und Opfer jedenfalls entscheidend zu sein, dass die Vertreter der Institution Verantwortung übernehmen für ihr Versagen – also sich zu ihrer Zugehörigkeit zur Täterseite bekennen. Darüber gleich mehr. Doch andererseits ist die Aufklärung von Missbrauch immer mit Erfahrungen verbunden, die äußerst schmerzlich sind. Nehmen Sie das Beispiel Schule: Verantwortung übernimmt der Schulrektor. Aber faktisch in Mithaftung genommen werden die anderen, die zu derselben Institution gehören: Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die Kinder und Jugendlichen, Eltern, Ehemalige. Als die Berliner Morgenpost am 28.1.2010 meinen Brief an die Jahrgänge der 70er und 80er Jahre veröffentlichte, liefen die Kinder und Jugendlichen des Kollegs durch die Straßen und sahen ihre Schule unter Titeln wie „Schule des Grauens“, „Missbrauchsschule“ von den Zeitungskiosken prangen. So ging es monatelang immer wieder, und so ist es bis heute nicht verklungen. Das tut weh, wird als ungerecht empfunden und muss doch angenommen werden, wenn man sich der Wahrheit stellen will.

Zum Begriff Kirche: Kirche ist für mich mehr als Institution, aber sie ist auch Institution, sowohl in ihrer verfassten Struktur als auch in ihren Einzel-Institutionen wie Gemeinden, Schulen, Krankenhäuser. Kirche ist für mich auch mehr als römisch-katholische Kirche, aber

ich beschränke mich im Folgenden, wenn ich Kirche sage, auf die katholische Kirche, weil ich zu ihr gehöre und nur für sie sprechen kann. Kirche ist auch nicht Institution wie andere; sie hat ein besonders starkes Institutionsverständnis. Man hat von der besonderen Fallhöhe gesprochen, die bei sexueller Gewalt durch katholische Priester und in katholischen Institutionen gegeben ist. Das hängt mit den besonderen Ansprüchen theologischer und moralischer Art zusammen, die die Kirche für sich in Anspruch nimmt und die beim Missbrauch wie ein Bumerang auf sie zurückfallen – anders und mehr als z.B. bei Sportvereinen, bei der BBC oder in der Kinderfreizeitstätte in der Wuhlheide.

Noch eine theologische Vorbemerkung zum Verhältnis von Trauma und Kirche: Ein klassischer Topos der neuzeitlichen Religionskritik lautet, das Christentum (und somit auch die Kirche) sei auf einem nicht adäquat verarbeiteten Trauma gegründet: Die traumatische Erfahrung ist die Kreuzigung Jesu. Das Trauma werde aufgefangen durch die Flucht in eine illusionäre Welt, zu deren wesentlichen Kennzeichen die Vorstellung von der Auferstehung ebenso gehöre, wie die der erlösenden Funktion des Kreuzestodes, und so weiter. Ich teile diese Auffassung nicht. Das wird Sie nicht verwundern. Aber sie gibt doch einen Hinweis, dass das Thema Trauma und Kirche einen theologischen Aspekt hat, über den man zumindest als Christ nachdenken muss, wenn man sich dem Thema stellt. Für mich lautet das entscheidende Stichwort Vertrauen: Die Basis des christlichen Glaubens ist ein doppelter Vertrauensakt: Vertrauensakt Gottes in die Welt hinein – Stichwort Weihnachten; und Vertrauensakt des Menschen Christus in die Hände Gottes – Stichwort Golgota: „Vater, in deine Hände lege ich meinen Geist.“ Die Gewalt, gerade auch das Sonderverbrechen sexualisierter Gewalt in der Kirche und durch Repräsentanten der Kirche, rührt an den Kern des Vertrauens und der Vertrauensfähigkeit. Deswegen ist die Kirche bei diesem Thema auch theologisch herausgefordert. Mit fehlt bisher in der Kirche diese theologische Durchdringung.

1 Das falsche Opfergefühl

Am Tag, an dem die Berliner Morgenpost meinen Brief vom 20.1.2010 veröffentlichte, drang der Schrei aus der Institution an mein Ohr: „Was tut P. Mertes uns an!“ Ich zitiere diesen Satz einer Kollegin, die mit diesem Ausruf auf den Lippen im Lehrerzimmer zusammenbrach, nicht, um sie bloßzustellen. Der Schmerz, der sich in dem Schrei Luft machte, ist nachvollziehbar. Auch für die Jugendlichen war es ein riesiger Schmerz, als ihre Schule plötzlich das Stigma der „Schule des Grauens“ angeheftet bekam, wie eine Berliner Boulevard-Zeitung tags darauf titelte. Vergleichbares galt für die Lehrenden an der Schule. Zu hören, dass ein geliebter, geachteter, inzwischen verstorbener Schulleiter, der zum

Vorbild für viele berufliche Werdegänge und auch für die Identifikation mit einer Jesuitenschule wurde, seinerzeit von den Missbräuchen wusste und nicht angemessen reagierte, schmerzt in einem Kollegium sehr. Eine Ikone der Identifikation mit der Institution bekommt einen Riss, die eigene Berufsbiographie erscheint in einem anderen Licht. Ähnliche Schreie wurden andernorts laut, als sich die Aufklärungswelle in der Republik verbreitete.

Der Schmerz ist nachvollziehbar. Aufklärung von Missbrauch schmerzt. Durch die Aufklärung von Missbrauch – von Missbrauchstat und von Schweigen (in) der Institution – gerät das Selbstbild ins Wanken, der Stolz auf die Reputation, die mit der Zugehörigkeit zur Institution bisher gegeben war; das Selbstbild der Kirche; die Identifikation mit Vorbildern. Und dann hängen sich noch die Geier dran – Trittbrettfahrer, die den Vorgang zum Anlass nehmen, ihren alten Ärger an der Institution nun loszuwerden und andere Rechnungen zu begleichen; Besserwisser, die einem die Welt erklären und ungebetenen Rat erteilen. Da ist schnell die Schmerzgrenze erreicht und es kommt zum Aufschrei. Die erste Abwehrreaktion ist emotional logisch.

Aber dann kommt der zweite Schritt, der Schritt zurück in den Abstand zur spontanen Emotion: Lasse ich zu, dass der Lack einen Kratzer hat, oder bleibe ich in der Haltung der Abwehr? Die Frage klingt einfacher als sie konkret zu beantworten ist. Der Schmerz verwirrt und führt zu der Frage, wer denn in dem ganzen Vorgang eigentlich die Opfer sind. Jugendliche, die mit dem viele Jahre zurückliegenden Missbrauch in der Institution nichts zu tun haben, fürchten die Stigmatisierung ihrer Schule, die sie anders erleben als die Missbrauchsoffer vergangener Jahrzehnte. Darin sind sie ja tatsächlich auch irgendwie Opfer, denn die Stigmatisierung trifft sie ja mit. Lehrerinnen, Lehrer, Erzieher und Priester schmerzt die Generalverdächtigung als potentielle Täter, die über sie hereinbricht als dunkler, verdunkelnder Schatten. Und so weiter.

Doch die Selbsteinschätzung der Institution als Opfer, das Opfergefühl (in) der Institution macht blind für die Opfer des Missbrauchs, taub für ihre Geschichten. Deswegen ist es im geistlichen Sinne des Wortes „falsch“ – es ist, biblisch gesprochen, eine „Versuchung“. Es gibt eine Reihenfolge, die zu beachten ist, wenn der Prozess der Aufklärung gelingen soll: Zuerst ist das Anhören der Missbrauchsoffer dran. Um das Sprechen der Opfer an sich heranzulassen, bedarf es einer Einordnung des eigenen Opfergefühls: Die böse Wahrheit tut zwar weh, aber zunächst geht es nicht um die Institution, nicht um die Kirche. Sie ist nicht in der Opferrolle, wenn sie den Missbrauchsoffern begegnet. Selbst da, wo bei der einen oder anderen Einzelperson, die zu der Institution gehört, ein rational nachvollziehbares Opfergefühl besteht, hilft es nicht weiter, sich der Öffentlichkeit und den Missbrauchsoffern

gleichfalls als Opfer zu präsentieren. Wenn alle sich als Opfer fühlen, gibt es nur Opfer – und in der Konsequenz niemanden, der Verantwortung für die Institution übernimmt.

Natürlich hat die Unterscheidung zwischen Missbrauchsoffer und Institution Grenzen. Es gibt nicht nur die „Kirche der Missbrauchstäter“, sondern auch die „Kirche der Missbrauchsoffer“. Opfer und Institution stehen einander nicht bloß gegenüber; in vielen Fällen verbindet sie eine gemeinsame Zugehörigkeit bis in die Gegenwart hinein. Doch für die Aufklärung von Missbrauch und für den anschließenden Prozess bedarf es eines Gegenübers auch für die, die sich auf einer anderen Ebene zur Kirche dazurechnen. Ohne das Gegenüber von Opfer und Institution kommt es nicht zum Hören, nicht zum Sprechen und letztlich auch nicht zu einem Prozess der Aufklärung und eventuellen Versöhnung.

Noch ein weiterer Aspekt des „falschen Opfergefühls“ sei hier erwähnt. Opfer haben mit Hassgefühlen zu kämpfen. Das gilt auch für diejenigen, die mit dem „falschen Opfergefühl“ ringen. Wer in der Kirche nicht aus dem falschen Opfergefühl herauskommt, rutscht leicht aus dem Jammern über die eigenen Schmerzen in Hassgefühle und in Hass-Sprache hinüber. Das wurde ebenfalls bereits am Tag des Erscheinens des Morgenpost-Artikels (28.1.2010) deutlich und ist bis heute so geblieben: Eine Hasssprache ist seit Januar 2010 in der Kirche hochgekommen, die sich anonym hemmungslos oder hinter geschickten Formulierungen versteckt äußert, um alle niederzuschreien, die auf die hässliche Seite der Institution hinweisen. Diese Hasssprache verschont am Ende auch nicht die Missbrauchsoffer.

Hassgefühle sind Ausdruck von Ohnmacht. Und doch gibt es da einen Unterschied: Es geht bei den Hassgefühlen der Schmähforen und Schmähkritiker um solche Hassgefühle, die aus dem Schmerz über die Aufklärung entstehen – also um Hassgefühle in der Institution, die sich mit der Institution verbünden. Schlimm ist es für die Kirche, wenn solche Stimmen – wenn auch stille – Zustimmung in breiteren Kreisen finden. Hass hat viele Opfer immer wieder zum Schweigen gebracht, der blanke Hass innerhalb der Institution, die nackte Wut gegen das Aussprechen der Wahrheit – in Familien, Gemeinden, Schulen und Heimen, und auch in der Kirche. Ohnmächtige Wut, die sich mit der Institution verbindet, übt Gewalt aus. Das gehört mit zur Symptomatik der traumatisierten Institution.

Sich selbst als Opfer der Täter sehen – das ist eine weitere Falle, in die das falsche Opfergefühl lockt. Die Missbrauchstäter haben der Institution geschadet, also ist die Institution auch Opfer – so der Trugschluss. Die Einflüsterung klingt einleuchtend und lädt dazu ein, sich auf die Seite der Opfer zu stellen und mit ihnen gegen die Täter vorzugehen.

Hier entsteht dann die Hasssprache gegen die Täter: „Ausmerzen, ausrotten, ausreißen“, oder ein bisschen zurückgenommen: Die Metapher vom „reinigen“. Aber die Abspaltung der dunklen Seite im eigenen System löst das Problem der Gewalt nicht, und noch weniger das Problem der Blindheit gegenüber der Gewalt.

2 Die Spaltung der Institution

Aufklärung von Machtmissbrauch in Institutionen spaltet. Das gilt auch für die Kirche. Die Spaltung hängt mit der Wahrheit zusammen. Es gibt, emotional gesehen, gute Gründe, die Wahrheit nicht oder nicht ganz zuzulassen. Wenn ich höre, was einer der Meinen einem Dritten, einem Kind, vielleicht sogar meinem Kind angetan hat, dann verändert das meine Beziehung zu ihm oder ihr. In dem Moment, wo in der Kirche sexueller Missbrauch aufgedeckt wird, sind alle Glieder der Kirche in ihren Beziehungen untereinander betroffen – die, welche eine Beziehung zum Täter haben ebenso wie zu denjenigen, die wussten oder hätten wissen können. Die Frage „was hast du gewusst?“ schiebt sich in die Gemeinden, in die Familien, in die Lehrer- und Erzieherkollegien, in die Altschülerkreise. Loyalitäten verändern sich, brechen auf, sortieren sich neu.

Eine ähnliche Erfahrung macht die Kirche mit der Aufklärung von Missbrauch. Das Sprechen der Opfer spaltet – von der Wirkung her, nicht von der Intention her. Die Aufklärung spaltet. Doch die Spaltung kann nicht der Grund sein, wieder wegzuhören oder die Aufklärung zu unterlassen. Man kann, um es im Bild zu sagen, nur nach vorne weitergehen, stehen bleiben geht auf Kosten der Opfer und macht aus der Institution ein panzerartiges Gebilde, das den Kontakt zur Realität verliert und so weitere Opfer hervorbringt.

Ich systematisiere das für mich so: Es gibt eine Spaltung, die gegen die Einheit einer Institution oder auch der Kirche steht, und es gibt eine Spaltung, die notwendig ist, um wieder zu einer Einheit zu finden. Hier kommt das Stichwort „Versöhnung“ mit ins Spiel. Die eigentliche Spaltung kommt aus der Gewalt, aus der Missbrauchstat. Es ist ein Verwirrspiel, die Aufklärung für die Spaltung verantwortlich zu machen – das ist ja der Kern des Nestbeschmutzer-Vorwurfes. Beinahe fällt man darauf herein, weil es so plausibel ist. Doch wenn die Gewalt aufgedeckt wird, findet eine andere Art von Spaltung statt, eine im Dienst der Einheit, um neues Vertrauen überhaupt erst möglich zu machen, unter Einbeziehung der Opfer. Sie ist notwendig, um die Spaltung, die aus der Gewalttat kommt, zu überwinden. Die äußerliche Einheit kann – bei aller gebotenen Klugheit – letztlich nicht der Grund sein, Spaltung zu unterlassen, die als Risiko mit dem Aufdecken der Wahrheit immer verbunden ist. Die Einheit, das gegenseitige Vertrauen, kann nicht durch Stillstand gewahrt werden,

sondern nur durch Hineingehen in die ganze Wahrheit.

Noch ein weitere Anmerkung zu diesem Punkt. Die Spaltung der Institution löst in der Institution, gerade auch bei den Verantwortlichen, Existenzängste aus. Dem entspricht auf der anderen Seite die gelegentlich zu hörende Aufforderung, der Missbrauch müsse zur Konsequenz haben, dass sich die Institution auflöst. Es mag sein, dass im einen oder anderen Falle eine konkrete kirchliche Institution nur wahrhaftig mit ihrer Geschichte umgehen kann, wenn sie die Pforten schließt. Mir scheint das aber aus zwei Gründen eher problematisch zu sein: Zum einen kann die Selbstauflösung der Institution – eines Heimes, eines Internates, einer Schule – auch bedeuten, dass sich die Institution der Verantwortung entzieht, ähnlich wie Täter sich durch Suizid der Verantwortung vor ihren Opfern entziehen. Zum anderen gilt, was Heinz Bude in seinem schönen Buch mit dem Titel „Bildungspanik“ schreibt: „Organisationen werden verändert und können im Prinzip abgeschafft werden, Institutionen wandeln sich und kehren immer wieder.“ Schule, Internate, Heime und auch Kirche verstehe ich als Institutionen, nicht als Organisationen: Wenn sie meinen, sich abschaffen zu können, überschätzen sie ihre Möglichkeiten. Die Institution, die sich nicht erneuert, sondern abschafft, taucht an anderer Stelle wieder auf – und zwar als nicht-erneuerte. Damit wäre letztlich nichts gewonnen.

3 Der Verlust der Helferposition

Kirche findet sich selbst gut und gerne wieder in der Helferposition. Doch der Missbrauch in den eigenen Reihen macht ihr auch da einen Strich durch das Selbstbild. Solange die Armen, denen ich begegne, Opfer von Dritten sind, kann ich mich ihnen helfend zuwenden. Der Samariter, der sich dem unter die Räuber geratenen Mann zuwendet, hat ihn nicht selbst zusammengeschlagen und ausgeraubt. Die kirchlichen Gemeinden und Hilfsorganisationen sehen sich gerne in der Rolle des Samariters – und ich will hier auch um Gottes Willen nichts gegen tätige Caritas und Diakonie sagen. Im Falle des Missbrauchs aber ist die Lage für die Kirche komplexer. Hier begegnet die Institution nicht einfach Opfern von Taten und Verhältnissen, für die sie selbst keine Verantwortung trägt. Sie begegnet Opfern ihrer eigenen „Pastoral“.

Das hat mehrere Konsequenzen. Zum einen kann sich die Institution, wie schon gesagt, in dieser Konstellation nicht einfach auf die Seite der Opfer gegen die Täter schlagen. Es steht ihr auch nicht primär der therapeutische, helfende Gestus gegenüber den Opfern zu, mit dem sie sich gewöhnlich und traditionell den Bedürftigen zuwendet. Opfer wenden sich im Gegenteil ja oft an die Kirche im Kontext einer therapeutischen Aufarbeitung ihrer

Geschichte, für die sie selbst gesorgt haben. Wenn das Thema „Hilfe“ von ihnen artikuliert wird, dann ist dies mit Forderungen verbunden, auch mit finanziellen Forderungen.

Die Begegnung mit den Opfern der eigenen Pastoral fordert – man könnte auch sagen: ermöglicht der Institution einen Perspektivwechsel: Was erkennt eine kirchliche Schule, was erkennt die Kirche über sich selbst, wenn sie sich aus der Perspektive derjenigen betrachtet, die unter ihrem Handeln, ihren Mythen und Strukturen litten und leiden; wenn sie sich in den Erzählungen der Opfer den Spiegel vorhalten lässt? Damit ist keineswegs gemeint, dass die Opfer wieder instrumentalisiert werden für Selbsterkenntnisprozesse in der Kirche – wenn das so wäre, wären die Opfer schon wieder aus dem Blick. Aber andererseits ist es in einer Begegnung zwischen Kirche und Opfern unvermeidlich, dass darin auch Prozesse der Selbsterkenntnisse freigesetzt werden, hinter die ich nicht zurück kann.

Exkurs: Entschädigung und Zeichen der Sühne

Die Opferseite erwartet eine Mühe von der Täterseite; sie erwartet von der Kirche, dass sie sich auf sie zu bewegt, und nicht umgekehrt. Beispiel: Eine Frau, die von einem inzwischen verstorbenen Jesuiten in den 60er Jahren als Schülerin sexuell missbraucht wurde, wandte sich an mich. Sie wünschte, dass ich zu einem Gespräch mit ihr und ihrem Mann nach Karlsruhe fahre. Das ist von Berlin aus sieben Stunden Anfahrt. Meine Bitte, ob sie nicht nach Berlin kommen könnte, da ich die Zeit und Kraft nicht aufbringen könnte für diese lange Reise, schlug sie aus und wies mich auf die Möglichkeit hin, in den Ferien zu ihr zu kommen. Ich opferte also wohl oder übel einen Ferientag für die Reise. Das Gespräch dauerte eine knappe Stunde und war nicht leicht. Als ich zurück in Berlin war, erhielt ich einen Brief, in dem sich die Frau herzlich für das Gespräch bedankte und mir erklärte, wie wichtig es für sie gewesen sei, dass nicht sie zu mir kommen musste, sondern ich zu ihr. Es hatte ihr geholfen, in der Versöhnung mit Orden und Kirche einen Schritt weiterzukommen.

„Ich will keine Rache, aber sie sollen bluten“ – solche oder ähnliche Sätze waren nach 2010 in der Öffentlichkeit von der Opferseite her zu hören. Von der Täterseite her versuchten wir, diesen Satz zu übersetzen in das Prinzip: „Sühne muss weh tun.“ Das hat nichts mit Masochismus zu tun. Es geht nicht darum, sich selbst einen Schmerz zuzufügen, sondern einen Schmerz zuzulassen. Das gilt nicht nur für die Täter als Einzelpersonen, sondern auch für die Institution. Es geht um Reue.

Der erste Schmerz, der zugelassen werden muss, ist der Schmerz der Wahrheit. Aber Reue muss auch tätig sein. Leiden muss anerkannt werden, nicht nur durch Worte, sondern auch so, dass es den Anerkennenden etwas kostet. Anerkennungszahlungen sind – wenn der Schaden nicht messbar ist – zwar nur, aber immerhin eine Geste. Aber es geht um mehr als um Geld. Wenn es wirklich um einen Versöhnungsprozess geht, kann die Institution nicht identisch aus dem Versöhnungsprozess herauskommen wollen, wie sie vorher war. Sie muss die defensive Perspektive hinter sich lassen. Zur

Reue gehört die Bereitschaft, sich zu verändern. Veränderungen können wehtun. Bequemer ist es, einfach so zu bleiben wie man ist und nur äußerlich zu „sühnen“.

Versöhnung ist nicht etwas, was den Opfern aufgebürdet werden darf. Es gibt kein 11. Gebot, das sich speziell an die Opfer richtet und ihnen aufträgt: „Du sollst verzeihen!“ Aus den Entschädigungsforderungen der Opferseite klingt der Ruf, dass von der Anklagebank her etwas geleistet werden soll. Die Perspektive der Versöhnung muss bei diesem Ruf von der Opferseite her nicht im Blick sein – und ist es ja auch in vielen Fällen nicht. Um der eigenen Selbstachtung willen kann ich aber, von der Täterseite her gesprochen, auf diesen Ruf nur eingehen, wenn ich ihn für mich mit der Perspektive auf Versöhnung beantworte. Ob die Opferseite diese Perspektive aufnimmt, den Sühne-Beitrag annimmt oder nicht, ist eine andere Frage. Hier hat die Täterseite nichts Normatives zu vermelden. Es geht im Falle des Missbrauchs angesichts der Größe des angerichteten Schadens ohnehin immer nur um eine Geste, die den Schaden nicht im strengen Sinn des Wortes „entschädigen“ kann. Aber die konkrete Geste, die Mühe, die Fahrt nach Karlsruhe, der kritische Blick auf sich selbst, das alles ist unverzichtbar. Erst dann lässt sich auch hinzufügen, dass die Schmerzen der Aufklärung, die Korrekturen an den eigenen Strukturen und die Arbeit an der Prävention zur Sühne hinzugehören. Sie sind es dann allerdings auch ganz wesentlich. Ohne Selbstveränderung bleibt Sühne etwas Äußerliches.

Es gibt ein Missverständnis, das besagt, dass das Opfer dann moralisch zum Vergeben verpflichtet sei, wenn der Täter in Wort und Tat Reue zeigt. Aus dem Hören von Opfergeschichten kann man erfahren, dass es sich umgekehrt verhält: Das Vergeben tut dem Opfer gut.

Vergeben bedeutet loslassen; dieses Loslassen befreit das Opfer, nicht den Täter beziehungsweise die Täterseite – oder besser: es befreit die Täterseite, weil es das Opfer befreit aus der Fixierung auf die alte Wunde, den altgewordenen Zorn, die Bitterkeit. Allerdings steht es der Täterseite nicht zu, in die Beraterrolle zu springen und dem Opfer zu signalisieren, dass es sich einen Gefallen tut, wenn es vergibt. Die Täterseite muss geduldig bleiben und sich auf das beschränken, was sie selbst beitragen kann für die Versöhnung. Auf die Vergebung durch Gott hin gedacht bedeutet dies, dass Gott sich nicht gegen das (noch) unversöhnliche Opfer mit dem reuigen Sünder solidarisiert, indem er ihm seine Sünden vergibt. Vielmehr ist Gott mit dem Sünder barmherzig, weil es seinem eigenen Wesen entspricht. Er macht sich selbst, so könnte man sagen, damit die größte Freude, wie die Geschichte vom barmherzigen Vater im Lukasevangelium erzählt (Lk 15,11-32). Darin wird dann natürlich auch Gottes Liebe zum Sünder sichtbar, die nicht im Widerspruch steht zur Liebe zu den Opfern.

Versöhnung mit Gott gibt es nicht an den Opfern vorbei. Auch dies ist eine Botschaft aus der Opferperspektive. Sie bezieht sich vor allem auf die Erfahrung, dass manche Täter sich Opfern nachträglich zuwandten mit dem Satz, sie hätten gebeichtet, sie hätten gebüßt, und Christus habe ihnen nun vergeben. Auch dies ist ein weites Feld für theologische Reflexion. Die Versöhnlichkeit Christi kann einerseits nicht abhängig gemacht werden von der Versöhnlichkeit der Opfer. Damit würde das Gelingen des Versöhnungsprozesses wieder dem Opfer aufgebürdet.

Andererseits kann die Versöhnung mit Gott nicht von dem Versöhnungsprozess mit den Opfern abgekoppelt werden. Gerade deswegen begegnet ja auch die Kirche dem Thema der Versöhnung so, dass sie selbst etwas beitragen muss. Sie kann und darf sich dem Prozess mit den Opfern nicht entziehen.

4 Viktimismus und Mitleidssprache

Opfer legen Wert darauf, nicht nur als Opfer gesehen zu werden. Sofern es um eine klare Unterscheidung zwischen Tätern und Opfern geht, ist der Begriff „Opfer“ natürlich unverzichtbar. Gerade beim Kindesmissbrauch ist die Macht-Asymmetrie zwischen Täter und Opfer offenkundig. Die Verantwortung für die Gewalthandlung liegt ausschließlich bei dem Täter, und die Unterlassung des Schutzes ausschließlich bei der Institution. Überlebensstrategien in Missbrauchskonstellationen – das betont gerade auch die feministische Perspektive auf den Missbrauch – begründen keine Mitschuld des Opfers am Missbrauch. Aber daraus darf nicht geschlossen werden, dass Opfer nur Opfer sind. Sonst würde ihnen durch den Missbrauch ihr Subjektsein selbst genommen werden. Insofern kann die Debatte über den Missbrauch in den Strudel des „Viktimismus“ (Kathleen Barry) geraten: „Eine Frau, die überfallen worden ist, erlebt oft, dass sie nur Verständnis erwarten kann, wenn sie die Rolle des Opfers einnimmt. Ihr wird ein Opferstatus zugewiesen, und sie wird nur nach dem, was ihr widerfahren ist, beurteilt. Die Abstempelung als Opfer erzeugt einen Gemütszustand, der Mitleid und Bedauern auslöst. Viktimismus leugnet, dass die Frau über die gesamte Erfahrung hinweg ein menschliches Ganzes ist, und schafft für andere einen Rahmen, sie nicht als Person, sondern als Opfer zu erkennen. Die zugewiesene Bezeichnung `Opfer´ wird zu einem Etikett, das die Identität der betroffenen Person bestimmt.“ Das gilt für alle Missbrauchsopfer. Die Gesellschaft, die Medien, die Kirche, die ganze Missbrauchsdebatte muss deswegen in der Weise, wie sie über die Opfer und zu den Opfern spricht, darauf achten, dass sie sich nicht mit einer Mitleidssprache an der Verlängerung des Opferstatus des Opfers und an dessen Internalisierung durch das Opfer beteiligt. Empathie ja, Mitleid von oben nein. Das ist gerade für die Kirche eine wichtige Aufgabe zur Arbeit an ihrer Sprache, zumal der Begriff „Mitleid“ ja andererseits unverzichtbar ist für das Evangelium, und für das Selbstverständnis christlicher Spiritualität.

5 Kirche, Missbrauchsopfer und Vertrauen

Missbrauch von Schutzbefohlenen ist Vertrauensmissbrauch. Unterlassung des Schutzes von Schutzbefohlenen beschädigt ebenso die Fähigkeit zu vertrauen. Der Unterschied zwischen Vertrauen und Misstrauen – biblisch gesprochen: zwischen Glauben und Angst –

ist kein neutraler Unterschied. Vertrauen ist die Basis für alle Beziehungen zwischen Menschen, auch für die Beziehung zu Gott.

In den ersten Tagen und Wochen des Missbrauchsskandals ging eine Welle des Misstrauens durch das Land. Sie hatte und hat neben der aufklärenden auch eine zerstörerische Tendenz. Die Panik des Misstrauens prallte auf die noch funktionierenden Räume des Vertrauens durch eine Generalverdächtigung von allen Institutionen, die mit Schutzbefohlenen zu tun haben. Zu Ende gedacht wird da ein totalitäres Gesellschaftsmodell sichtbar, nach dem Motto: Wir ersetzen Vertrauen durch Kontrolle. Daraus entstehen erschreckende Visionen.

Vertrauen wird durch Vertrauen wieder aufgebaut, nicht durch Kontrolle. Kontrolle ist gut, Vertrauen ist besser. Das beginnt in der Kommunikation mit den Opfern selbst, und zwar nicht, indem sie zu hören bekommen: „Ihr müsst uns jetzt wieder vertrauen.“ Die Erneuerung des Vertrauens muss ermöglicht werden. Der erste Schritt muss von der anderen Seite her kommen. Die Kirche muss den Opfern mit Vertrauen zuhören. Die Opfer müssen nicht der Institution mit Vertrauen entgegenkommen, sondern die Institution umgekehrt den Opfern. Theologisch ist der Vorrang des Vertrauens von der Institutionsseite her vorgebildet im Vorrang des Handelns Gottes vor dem Handeln des Menschen: Gott kommt in seiner Menschwerdung seinem Volk mit Vertrauen entgegen; das ist die „πίστις θεου“, das „Vertrauen Gottes“ des Römerbriefs (Röm 3,2). Erst diese ermöglicht dem Volk, das ins Misstrauen gestoßen wurde, erneut Vertrauen zu fassen. Inkarnation ermöglicht Glauben, nicht umgekehrt. Die erste Botschaft der Kirche an die Opfer lautet also nicht: „Vertrau mir!“, sondern: „Ich vertraue dir.“

Misstrauen ist die Folge von verletztem Vertrauen. Der Schritt der Opfer auf die Kirche zu ist aber auch ein Ausdruck von gebliebenem Vertrauen. An der Reaktion auf den Schritt der Opfer entscheidet sich dann allerdings, ob das verletzte Vertrauen in den Habitus des Misstrauens gedrängt wird, oder ob noch vorhandenes Vertrauen gestärkt wird. Ängstliche Reaktionen auf Opfer seitens der Institution sind verheerend – wenn die angesprochene Seite etwa ängstlich auf den Bericht des Opfers reagiert, weil damit das eigene Selbstbild und Beziehungsgefüge in Frage gestellt ist. In der Angst kommt die Institution dem Opfer mit Misstrauen entgegen – und das erzeugt weiteres Misstrauen.

Das alles kann auf den ersten Blick blauäugig wirken, so als würde hier die Unschuldsvermutung außer Kraft gesetzt werden, wenn Opfer zu sprechen beginnen. Doch das ist ein Missverständnis. Es gibt begründetes und unbegründetes Vertrauen. Es gibt

methodisch gerechtfertigte Skepsis. Daraus folgt aber nicht, dass Vertrauen ein irrationaler Akt sei. Selbst wenn sich die Aussage eines Opfers nicht als richtig erweist, so folgt daraus noch nicht, dass es bewusst lügt. Nur: Wenn ich die Kommunikation immer schon in der Haltung des Misstrauens beginne, komme ich auch nicht an die Wahrheit heran. Es gibt einen unauflösbaren Zusammenhang zwischen Vertrauen und Wahrheit.

Auch Opfer von Missbrauch können in der Verdachts- und Misstrauensperspektive gefangen sein. Das ist Teil ihres Leidens, das ihre Beziehungen belastet. Misstrauen ist ein Leiden und fügt Leiden zu. Der Andere ist immer eher die Bedrohung als die Bereicherung. Einzelinformationen ordnen sich schnell zur einleuchtenden Verschwörungstheorie. Aus dem Misstrauen entstehen defensive Machtphantasien, die in Gewalt umschlagen können.

Hassgefühle gehören zur Opfererfahrung dazu. Die Begegnung mit Hass birgt die Versuchung in sich, sich von dem Hass anstecken zu lassen, auf Gewalt mit Gegengewalt zu reagieren. Das Evangelium kennt eine andere Art und Weise, mit dem Hass umzugehen. „Wenn Dich einer auf die rechte Wange schlägt, dann halte ihm auch die andere Wange hin“ (Mt 5,39). Der Hass ist eine Gelegenheit, das gewaltfreie Zugewandtbleiben zu leben, wie Christus es gepredigt und gelebt hat. Zur Feindesliebe gehört allerdings die Haltung des Vertrauens, das Vertrauen darauf, dass Gott auch durch die Ohnmacht der Gewaltlosigkeit mächtig ist – oder, säkular gesprochen: Dass die Gewalt durch Gewaltlosigkeit entmachtet werden kann, weil sie stärker ist als die Gewalt. Insofern ist die Kommunikation der Kirche mit dem Misstrauen der Opfer auch eine Glaubensprobe für die Kirche.

Was kann es bedeuten, die andere Wange hinzuhalten? Es bedeutet nicht, sich zurückzuziehen und klein beizugeben – selbst wenn es manchmal aus Selbstschutzgründen sinnvoll sein kann, eine Phase der Distanz einzulegen. Die andere Wange hinhalten heißt: Sich nicht abwenden, sondern innerlich zugewandt bleiben, auch dann, wenn mir Hass entgegenschlägt. Hass ist ja nichts anderes als altgewordener Zorn. Hass ist nicht nur zerstörerisch, sondern auch selbst-zerstörerisch. Wenn ich zugewandt bin, kann ich mich dann auch auf zugewandte Weise abgrenzen. In der Zuwendung ist auch ein methodisch angemessenes Misstrauen durchaus angebracht, wenn es nicht zur Grundhaltung gegenüber dem Opfer wird. Hier eröffnet sich der Kirche mitten in der Krise ein weites Praxisfeld, mit dem sie etwas beitragen kann zur Unterbrechung von Gewaltkreisläufen, auch zu Gewaltkreisläufen in den eigenen Reihen.

PATER KLAUS MERTES hat im Jahre 2010 als Rektor des Berliner Jesuitengymnasiums Canisius-Kolleg den jahrelangen sexuellen Missbrauch und seine Vertuschung an seiner Schule öffentlich gemacht. Mertes hat mit diesem Schritt maßgeblich die Diskussion über derartige Missbrauchsfälle in und außerhalb der Kirchen angestoßen.